Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 43 (1981)

Buchbesprechung: Bernische Geschichtsliteratur
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERNISCHE GESCHICHTSLITERATUR

Besprechungen und Hinweise

Eine Konsultativabstimmung an der letzten Jahresversammlung des Historischen Vereins hat ergeben, dass man den Besprechungsteil in Heft 4 der Berner Zeitschrift nicht abschaffen solle, weil er nicht Gefälligkeitsrezensionen enthalte. Eigentlich wären verschiedene Mitarbeiter ganz gern von dieser nicht stets angenehmen, oft sehr zeitraubenden Tätigkeit entbunden worden. Ihrer einer hat sogar zornige Holperverse eines alten Geschichtenschreibers erhalten, dem es missfällt, dass sauberer Stil, einigermassen dudengemässe Rechtschreibung und sachliche Richtigkeit verlangt werden. Der Vorstand hat auch erwogen, ob nicht thematische Literaturberichte abzufassen wären. Das hätte, obwohl wünschbar, doch zu viel Aufwand bedeutet. Darum wird jetzt versucht, einerseits durch Schwerpunkte in typischen Fällen (im Positiven wie im Negativen), anderseits durch summarisches Referieren und durch Beizug neuer Rezensenten den Besprechungsteil fortzuführen. Da die Texte oft erst lange nach Weihnachten erscheinen, haben ablehnende Kritiken kaum mehr Einfluss auf das Hauptziel der Verleger, das Verkaufsgeschäft.

Thematisch will man sich weiterhin auf bernische Geschichte und Heimatkunde beschränken. Deshalb werden literarische und vorwiegend kunsthistorisch orientierte Werke oder reine Photo- und Bildbände nur noch als Ausnahme oder ganz summarisch besprochen. Allgemein ist festzustellen, dass der Bern-Buch-Boom anhält und auf die Landschaft übergreift, etwa auf Biel, Thun oder Langenthal, wobei das Gag-hafte hier nicht (noch nicht?) auftritt wie in Bern.

Kanton Bern

Dem Herausgeber Dr. Peter Meyer ist es gelungen, für den zweiten Band der Illustrierten Berner Enzyklopädie, *«Berner – deine Geschichte»* *, ein Team von sechs namhaften Fachleuten und Wissenschaftern als Textautoren zu gewinnen, so dass es möglich wurde, innert relativ kurzer Zeit eine Darstellung der Geschichte des Kantons Bern zusammenzustellen, die auch Ergebnisse der neuesten Forschung berücksichtigt. Das chronologisch aufgebaute Werk ist übersichtlich gegliedert. Viele Kästen, in denen Sonderthemen oder einzelne Sachverhalte erläutert und übersichtlich dargestellt werden, bilden wichtige Dokumentationsteile. Zudem erleichtert ein umfangreiches Register das Nachschlagen. Dazu kommen sehr viele Bilder und Illustrationen, die zusammen mit dem Text und den Kästen ein gut harmonierendes mosaikartiges Ganzes bilden.

In einem Buch, das sich nicht in erster Linie an Fachhistoriker, sondern an ein interessiertes Laienpublikum richtet, müssen wissenschaftliche Texte in eine allgemein verständliche Sprache umgesetzt werden. Das ist den Autoren sehr gut gelungen, und sie haben sich bemüht, einen leicht lesbaren Stil zu schreiben. Vielleicht etwas viele unvertraute Begriffe findet der Leser noch im ersten Kapitel über die Urgeschichte, doch lässt sich das meiste mit Hilfe von Tabellen und Text verstehen.

Es ist einer der Vorzüge dieses Bandes, dass die Darstellung der Geschichte Berns nicht erst mit der Gründung der Stadt einsetzt, sondern zurückreicht bis zum Auftreten der ersten Menschen auf dem Gebiet unseres Kantons. Man wird sich aber auch bewusst, dass damals der Raum des Kantons Bern geschichtlich nur eine untergeordnete Bedeutung hatte. Während für die Kelten- und Römerzeit Funde und Ausgrabungen – vor allem aus dem Raum zwischen Bern und dem Jura – ein ziemlich vollständiges Bild von der damaligen Lebens- und Siedlungsweise ergeben, ist für die Epochen davor und danach die Quellenlage eher dürftig. Die Autoren der Kapitel über die Urgeschichte und das Mittelalter müssen oft Beispiele aus ausserbernischen Gebieten heranziehen, um die Funde und Quellen aus dem Kanton Bern zu ergänzen. Leser aus dem Seeland

* Illustrierte Berner Enzyklopädie. *2*: *Berner – deine Geschichte*. Landschaft und Stadt Bern von der Urzeit bis zur Gegenwart. Wabern-Bern: Büchler, 1981. Preis Fr. 47.–.

werden sich darum fragen, warum von den letzten Ausgrabungen in Twann oder vom Wirken der Grafen von Neuenburg nicht die Rede ist. Trotz diesen Schwierigkeiten ist es aber den Autoren gelungen, ein anschauliches Bild von den damaligen Verhältnissen zu zeichnen. Wünschbar, vor allem für Lehrer, wäre je eine Karte mit den wichtigsten urgeschichtlichen Fundstellen, respektive den noch erhaltenen mittelalterlichen Bauten auf dem Gebiet des heutigen Kantons Bern.

Von der Gründung der Stadt Bern an ist das Problem fast umgekehrt: dank der vierbändigen «Geschichte Berns» von Richard Feller steht hier Material in überreichem Mass zur Verfügung, so dass eher die Auswahl Schwierigkeiten bereitete. Den Autoren ist hier eine ausgewogene Darstellung gelungen, denn man muss sich bewusst sein, dass nicht alle Landesteile des Kantons geschichtlich gleich gut erschlossen sind. Aus kantonspolitischen Überlegungen und weil dies in bestehenden Darstellungen eher fehlt, hätte es sich meines Erachtens vertreten lassen, wenn die Beziehungen von Biel und dem Südjura mit Bern etwas eingehender behandelt worden wären. Mit dem letzten Kapitel über die Zeit vom Untergang des Alten Bern bis zur Gegenwart wird eine seit langem empfundene Lücke geschlossen und gezeigt, dass der Kanton Bern auch im 19. und 20. Jahrhundert seine Bedeutung, aber auch seine Sorgen und Probleme hatte. Eines davon, der Jurakonflikt, wird gerne in den Vordergrund gestellt. Daneben sind aber das Aufkommen der Arbeiter- und der Bauernpartei mit Grimm und Minger, die Eisenbahnfragen und der kulturelle und städtebauliche Wandel in dieser Zeit nicht weniger bedeutsam.

Ganz besondere Aufmerksamkeit haben Herausgeber und Autoren auf die Illustration verwandt. Erfreulich ist dabei, dass sich die meisten Bildlegenden nicht darauf beschränken, das Bild zu beschreiben, sondern dass sie zusätzlich Informationen vermitteln, die Textteil und Bild verbinden und ergänzen. Allerdings ist dieses Prinzip nicht ganz konsequent durchgeführt, und vereinzelte Illustrationen scheinen eher um des Bildes als um der Veranschaulichung willen aufgenommen worden zu sein. Die Bilder haben aber vor allem dort eine wichtige Aufgabe, wo sie hinweisen auf kulturelle und soziale Zustände und Veränderungen.

Der Band «Berner – deine Geschichte» füllt eine Lücke in der Darstellung der bernischen Geschichte. Wer sich nicht durch Fellers umfassende «Geschichte Berns» durchbeissen will, dem steht jetzt eine leicht lesbare, aber doch wissenschaftlich exakte Darstellung der bernischen Geschichte von der Frühzeit bis zur Gegenwart zur Verfügung. Damit eignet das Buch sich in besonderem Mass für die Lehrer an bernischen Volks- und Mittelschulen, aber auch andern geschichtlich Interessierten wird es viel bieten. J. Segesser

Mit dem als Jubiläumsgabe zur 150-Jahr-Feier der bernischen Verfassung von 1831 herausgekommenen *Wappenbuch* für den Staat, die Amtsbezirke und Gemeinden des Kantons Bern* ist ein alter Wunsch in Erfüllung gegangen. Heraldik ist wie Familiengeschichte, also Genealogie, ein beliebtes Thema weiter Bevölkerungskreise – aber es gibt nicht so viele, die von der Sache wirklich etwas verstehen. Mit der Heraldik kann man Geschäfte machen, kann man Werbung betreiben, kann man Schmuckeffekte hervorholen – wenn es nur wirkt und rentiert; ob es auch heraldisch, das heisst künstlerisch, handwerklich und historisch «richtig» ist und ob es dann noch richtig angewendet wird, das ist oft eine andere Sache. Hoffen wir, das neue Wappenbuch trage dazu bei, dass wenigstens auf dem Gebiete des amtlichen oder staatlichen Wappenwesens einiges besser wird. Voraussetzung dazu ist freilich, dass die Gemeindeschreiber, die Kurdirektoren, die Berner Gassenleiste, die Hoteliers und Wirte, die Werbechefs von Firmen, die Festorganisatoren, die Fahnenfabrikanten und Glasmaler und sonst weiss wer alles zumindest einige Abschnitte aus dem hervorragend kurzgefassten Einführungsteil von Hans Schmocker lesen, anwenden und erst noch die Ausführung kontrollieren. Sonst wird weiterhin der Frutiger Adler an der Kramgasse in Bern abwärts fliegen, die Fahne des Gastes unhöflich auf der falschen «rechten» Seite stehen oder der gute Berner Mutz dem Wappenpartner den Rücken zuwenden. Ob auch die Städtischen Verkehrsbetriebe ihr Wappentier auf der rechten Fahrzeugseite weiterhin verkehrt – hindertsi – verkehren lassen, bleibt offen: Das vortrittsberechtigte Tram braucht keinen vorwärtsfletschenden

* *Wappenbuch des Kantons Bern*. Bearbeitet vom Berner Staatsarchiv unter Mitwirkung von Grafiker Hans Jenni. Bern: Staatlicher Lehrmittelverlag, 1981. Preis Fr. 40.–.

Bärenrachen, um Fussgänger zu erschrecken. Hoffen wir zudem, dass im Zeitalter freier Badesitten jene Stimmen verstummen, die aus erzieherischen Gründen dem Berner Bären die Männlichkeit wegnehmen möchten. In der aus ritterlich-kriegerischer Tradition stammenden Heraldik ist eben das Wappentier fast ausschliesslich sichtbar männlicher Art: Der Löwe, der Steinbock, der Schafbock, der Uristier ... ausdrückliche Ausnahmen bilden Hindelbank und Grafenried mit der Hirschkuh.

Die Berner Wappenkommission hatte vor Jahrzehnten ihre liebe Mühe mit Gemeindevätern, die keinen Sachverstand und auch keinen Geschmack, dafür aber harte Köpfe besassen. So sind etliche überladene oder allzu bunte Wappen (wie etwa Belprahon oder Champoz) als Kompromisse entstanden. Ähnliche «Eigenständigkeit» bewiesen später die Verantwortlichen jener damals noch nicht selbständigen Gemeinde, denen der einheimische «Fachberater» aufschwatzte, eine Viertelsgemeinde müsse ein geviertetes Wappen aufweisen, wobei doch die Vierung historisch stets durch Zusammenfügen (zum Beispiel durch Heirat) und nicht durch Trennung entstanden ist. Dort galt mal der (falsche) Prophet in seinem Vaterland etwas.

Das neue Berner Wappenbuch bietet sich als Stileinheit dar. Die strenge Stilisierung – ein wesentliches Element der Heraldik – ist derb, rustikal, bernischem Wesen also durchaus angemessen. Der dicke Trennstrich mahnt stark an den Holzschnitt, wie ihn Paul Boesch, der Altmeister bernischer und schweizerischer Wappenkunst, verwendet hat. So gelangt man unvermeidlich zum Vergleich zwischen dem 1932 erschienenen «Wappenbuch der burgerlichen Geschlechter der Stadt Bern» von Boesch und Jennis kantonalem Armorial. Jenni wollte und durfte nicht Boeschs Epigone werden. Durch einen eigenen Duktus ist ihm das auch gelungen – dabei muss er sich jetzt der Kritik der Boesch-Liebhaber aussetzen: Jenni fehlt die Eleganz von Boesch. Man vergleiche den Stier der burgerlichen Familie Willading mit dem «Munikalb» im Gemeindewappen von Willadingen: Der dicke Strich und die Gedrungenheit verleihen Jennis Tieren eine etwas gar zu tappige jugendliche Form, die sich für die Schildfüllung wohl eignet, aber vielen missfällt.

Dasselbe gilt in noch verstärktem Masse für die dickleibigen Sterne, die dem Geschmack des Rezensenten am stärksten zuwiderlaufen. Das Gemeindewappen von Neuenegg ist nach seinem Empfinden eines der am schlechtesten geratenen Stücke: Zwanzig Jahre lang hat der Schreibende gegen «Weihnachtsguetzli auf fetten Dreibergen» gekämpft und auf Boeschs feingliedrige Bubenbergsterne hingewiesen. Nun kommt die offizielle Form: Das «Mailänderli» auf massigem Dreiberg ist amtlich sanktioniert. Der Laie ist sich nicht genügend bewusst, dass der schlanke wie der fettere Stern zur künstlerischen Freiheit in der Wappendarstellung gehören: Jetzt «weiss» jeder, wie das sein muss. Das Gesagte gilt für alle Wappensterne Jennis, von Kallnach über Ostermundigen bis Dotzigen, vom Schangnau über Zauggenried bis Trachselwald. – Auch an den Bären scheiden sich die Geister. Wenn die zu «schwindsüchtigen Mutzen» Boeschs einigen Leuten missfielen, so bietet Jenni nun eine Alternative: streng stilisiert, tappig und etwas zu brav.

Entsprechend der Zweisprachigkeit des Kantons ist im Wappenbuch das Territorialprinzip der Sprachen vorbildlich gewahrt, und die tadellose Übersetzung Carnats verrät eingehende Bemühung um eine fachmännische Übertragung ins Französische.

Wer etwas mit der Vorgeschichte des Buches vertraut ist, dem kamen etwelche Andeutungen in der Presse betreffend «bernische Langsamkeit» mit der Publikation der seit 1946 vorliegenden Ergebnisse als zu pointiert vor. Da der einst zur Darstellung vorgesehene Paul Boesch die relativ teure Holzschnittechnik zur Bedingung machte, fand die Gemeindedirektion die notwendigen Finanzen zunächst nicht. In den Jahren der Hochkonjunktur war Boesch jedoch altershalber nicht mehr in der Lage, das Werk auszuführen. Einen andern Heraldiker wollte man seinetwegen nicht damit betrauen. Nach Boeschs Tod (1969) stand dann eine mögliche Kantonsteilung einem bernischen Gemeinde-Wappenbuch im Weg. Weil der Jura schon seit 1952 über Mettlers «Armorial des communes du Jura bernois» verfügte, wollte man auch kein deutschbernisches Gegenstück schaffen. Erst nach der Loslösung der drei nördlichen Ämter aus Berns Staatsverband war der Weg dann offen. Zum Glück fanden sich treibende Kräfte und zwei Könner für die textliche und die graphische Ausführung. Das Wappenbuch des Kantons Bern darf sich, trotz der angebrachten Kritiken, vollauf sehen lassen. Es ist übrigens auch ein Verkaufsschlager geworden.

H. A. Michel

Unter den Besprechungen zur bernischen Geschichte darf der Text- und Kommentarband zum *Luzerner Schilling** nicht fehlen, da er – nicht nur wegen des gleichnamigen, eine Generation ältern Berner Chronisten – Bern miteinschliesst. Da ist zunächst auf über 500 Druckseiten, von Peter Rück und Gottfried Bösch betreut, die kritische Textwiedergabe, begleitet von einem verkleinerten Schwarzweissbild des Originals. Damit ist für den Benutzer die Verbindung hergestellt zum 1977 erschienenen Voll-Faksimile, dessen Auflage rasch vergriffen war. Einen gewissen Ersatz dafür bietet die Farbreproduktion von rund 60 ausgewählten Chronikseiten. Auf nahezu 200 Seiten trägt die Mitarbeitergruppe die Resultate vielseitiger Untersuchungen zusammen, Aufbau und Schrift des Bandes (P. Ladner und P. Rück), Stil und Maler der Bilder (A. Schmid), die Sprache des Chronisten (E. Studer), sodann seine Familie und die Umwelt mit ihren Lebensformen (C. Pfaff). Es kann sich hier keineswegs darum handeln, die beeindruckende wissenschaftliche Gesamtleistung zum Stanser Jubiläumsjahr einzeln zu würdigen. Uns scheint einzig, dass Böschs Text-Kommentar (arabisch numeriert) etwas mager ausgefallen ist, verglichen etwa mit dem kritischen Apparat, wie ihn Gustav Tobler um 1900 zum Text des Berner Schilling lieferte. Zudem stellen die bibliographischen Abkürzungen, die nur bei der ersten Erwähnung voll angegeben sind, einige Suchansprüche an den Benutzer, vor allem wenn sie im Gesamtverzeichnis (S. 709) fehlen und auch nicht ins Register aufgenommen wurden.

Der weitern Forschung ist aber nun ein Arbeitsinstrument in die Hand gegeben, mit dem sie sich auseinandersetzen kann. Die breit angelegte Propaganda – mit ihrem nach unserem Geschmack allzu reisserischen Prospekt – wird für eine weite Verbreitung des Werkes gesorgt haben. Der Band wird durch ein Orts- und Personenregister erschlossen (von S. Jäggi). Hier möchte man wünschen, dass dereinst noch ein Bildinventar-Sachregister entstehen wird, ähnlich demjenigen von Lorenz Störi, das seit 1968 als zuwenig bekannte Diplomarbeit der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare neben Namen und Orten die Bildinhalte der beiden grossen Berner Schilling-Chroniken in Stichwörtern erschliesst: Wappen und Waffen, Alltagsgegenstände, Verkehrsmittel, Symbole usw. Damit ist für den Historiker jeder Art ein wichtiger Index zu allen möglichen Bereichen geschaffen worden. H. A. Michel

Samuel Engimann (1748–1820) war von 1786 bis 1805 Pfarrer in Schangnau. Er hinterliess seinen Amtsnachfolgern über den Ort seines Wirkens ein *«Chronickli»*** , wie er es bescheiden nannte, mit Eintragungen aus den Jahren 1801 bis 1804. Seine seelsorgerliche Tätigkeit im Schangnau fällt in die Zeit vor und nach dem «Übergang», wie man in Bern den Franzoseneinfall und den Sturz der alten Stadtrepublik von 1798 zu bezeichnen pflegt. Pfarrer Engimann äussert sich nicht unmittelbar über seine persönliche Einstellung zu diesem einschneidendsten Ereignis der bernischen Geschichte, doch gibt die folgende Stelle aus seinen Aufzeichnungen doch einigen Aufschluss: «Seit der fränkischen Revolution hört man jeden litterärischen Gassenjungen Aufklährung! Aufklährung! schreien. Ich habe lange auch mitgeschrien. Allein da ich die zahllosen politischen und moralischen Missgeburten in der Nähe beschaute, welche die neümödische Aufklärung in die Welt geworffen, so weiss ich mich in die Folgen dieses vielsinnigen Wortes nicht recht zu finden. Empirisch betrachtet habe ich nun schon so viel herausgebracht, dass Aufklährung so viel heist – als die liechteste Manier zu kennen – seine Ichsucht, Ehrbegird, Eitelkeit, Habsucht und Sinnlichkeit zu befridigen.»

* *Die Schweizer Bilderchronik des Luzerners Diebold Schilling, 1513*. Sonderausgabe des Kommentarbandes zum Faksimile der Handschrift S. 23 fol. in der Zentralbibliothek Luzern. Hrsg. von Alfred A. Schmid, Luzern: 1981. Preis Fr. 340.–.

** *Schangnauer Chronik* von Pfarrer Samuel Engimann, 1748–1820. Herausgegeben und erläutert von Rudolf J. Ramseyer. Basel: Krebs, 1981. Preis Fr. 22.–.

So schreibt ein Mann, der sich vor 1798 zweifelsohne dem neuen Geist geöffnet hatte und der als Mitbegründer einer 1796 gebildeten Lesegesellschaft bekannt ist, die bei ihren Mitgliedern die Erzeugnisse der zeitgenössischen politischen Publizistik in Umlauf brachte. Die Laienmitglieder dieser mehrheitlich aus emmentalischen Pfarrern und katholischen Geistlichen aus dem Entlebuch bestehenden Gesellschaft sind zwei Jahre später als regelrechte Revolutionäre hervorgetreten. Engimann muss sich eingestehen, dass der Umsturz von 1798 den Sittenzerfall beschleunigt hat, und belegt dies mit mehreren Beispielen aus seiner Kirchgemeinde. Trotz seiner pessimistischen Sicht der Dinge wagt er doch auf Zeiten zu hoffen, da die Aufklärung «edlere und schönere Früchte tragen wird, als die sind, welche sie uns jetzt gebracht hat».

Pfarrer Engimanns gespaltenes Verhältnis zu seiner Zeit erinnert ein wenig an die ähnliche Situation seines berühmten, ein halbes Jahrhundert jüngeren Amtsbruders in Lützelflüh. Gotthelf war 1831 ein engagierter Anhänger der bernischen Regenerationsbewegung; er wurde aber, durch die rasche politische Entwicklung ins konservative Lager abgedrängt, schon im folgenden Jahrzehnt zum heftigsten Kritiker des über die Liberalen triumphierenden Radikalismus. Die beiden sonst so grundverschiedenen Emmentaler Pfarrherren haben noch etwas anderes gemeinsam. Ob Gotthelf einen Kabisplätz, einen Kornacker, ein Pferdegespann beschreibt, ob er den Viehmarkt, den Käsehandel oder den Buchstabier-Leseunterricht der alten Schule darstellt, immer geschieht es aus voller Sachkenntnis des Gegenstandes heraus. Von derselben intimen Sachkenntis zeugen auch die freilich anspruchslosen Aufzeichnungen Pfarrer Engimanns.

Der Schangnauer Pfarrer hatte nie die Absicht, seine Chronik im Druck herauszugeben. Er wollte sie nur als Orientierungshilfe verstanden wissen, die seinen Amtsnachfolgern erste Informationen über ihre Kirchgemeinde vermitteln sollte. Durch diese bescheidene Zielsetzung gewinnt seine Chronik als Geschichtsquelle an Wert. Da sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, brauchte der Verfasser keine Rücksichten zu nehmen und konnte über seine Pfarrkinder auch da freimütig schreiben, wo er bei ihnen Fehler zu entdecken glaubte. Dafür darf man ihm um so mehr Glauben schenken, wo er lobt. Im ganzen lautet sein Urteil über die Einwohner seiner Gemeinde anerkennend: «Der Schangnauer ist von einem kraftvollen, schönen Menschenschlag ... Er ist von gutem natürlichen Verstand und hat auch seinem Herzen nach gute Anlagen, ein recht liebenswürdiger Mensch zu werden, wann einst eine bessere Erziehung eintrittet ...»

Der angebrachte Vorbehalt verrät den Erziehungsenthusiasmus des Aufklärers, der Pfarrer Engimann trotz vieler Enttäuschungen im Grunde seines Herzens immer geblieben ist. Da das alte Bern die Schule als Anhängsel der Kirche ansah, konnte der Pfarrer, wenn er nur wollte, auf sie starken Einfluss ausüben. Pfarrer Engimann, dem als Kanzelredner grössere Wirkung versagt blieb, hat sich um so mehr der Schule angenommen. Er berichtet ausführlich über die Schulmeister, ihre Unterrichtsmethoden und die benützten Lehrmittel. Die Neuerungen, die er anstrebte, lassen erste vorsichtige Ansätze zur Überwindung der traditionellen Schule erkennen, die sich immer noch weitgehend im Auswendiglernen des Katechismus und der «biblischen Historien» erschöpfte. Es ist rührend zu lesen, wie er, der Unmusikalische, sich bei jung und alt um die Pflege des Gesangs bemühte, von dem er sich eine veredelnde Wirkung auf die Gemüter versprach.

Wie mancher bernischer Landpfarrer der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte auch Samuel Engimann den Ehrgeiz, sein Pfrundgut im Sinne der Ökonomischen Gesellschaft, die er aber in seinem Werk mit keinem Wort erwähnt, als Musterbauer zu bewirtschaften. Bei seinen Experimenten, über die er genau Buch führte, scheute er weder Zeit noch Geld, um für seine Äcker, Wiesen und Alpweiden die bestmögliche Wirtschaftsweise herauszufinden. Seine besondere Stärke scheint der Obstbau gewesen zu sein, den er mit Apfel-, Birn- und namentlich Kirschbäumen betrieb, wobei man sich daran zu erinnern hat, dass das Schangnauer Pfarrhaus immerhin auf einer Meereshöhe von 930 Metern liegt.

Die praktische Betätigung als Landwirt schuf für den Chronisten der damals abgelegenen und noch fast rein agrarischen Berggemeinde Schangnau die besten Voraussetzungen. Da Pfarrer Engimann die Verbesserung der Landwirtschaft ein Hauptanliegen war, findet der Leser in seiner Chronik fachkundige Erörterungen über Acker- und Wiesenbau, Düngung, Wässerung und künstliche Grasarten, über Viehzucht, Wald-und Milchwirtschaft. Diese und das mit ihr verbundene eigenartige Küherwesen kommen gebührend zum Wort, was man um so mehr zu schätzen

weiss, als der damals noch ausschliesslich alpwirtschaftlichen Käseherstellung schon zwei Jahrzehnte später durch die Inbetriebnahme der neuen Talkäsereien scharfe Konkurrenz erstand. Dem Handel begegnet der Pfarrerbauer mit dem üblichen Misstrauen des Physiokraten, zum mindesten bedauert er, dass der Schangnauer Käse nicht von Einheimischen, sondern von Händlern aus Trubschachen und Langnau vermarktet wird. Erwähnung finden auch Heimarbeit und einige bescheidene Nebenerwerbszweige der Schangnauer Bevölkerung, wie Flachsspinnen, Salpeter- und Harzsieden, Pottaschenbrennen und Gewinnung von Hafnererde.

Es ist das Verdienst des Berner Professors Rudolf J. Ramseyer, Verfasser einer vielbeachteten Monographie über das altbernische Küherwesen, die Chronik Samuel Engimanns der Forschung, aber auch den zahlreichen bernischen Geschichtsfreunden durch eine vorzügliche Edition zugänglich gemacht zu haben. Der nicht fachmännische Leser wird dem Herausgeber für die sorgfältige, bis in alle Einzelheiten gehende, geradezu liebevolle Kommentierung des Chroniktextes Dank wissen. Mundartliche Baum-und Pflanzennamen, wie Brüsch (Heidekraut), Gürmsch (Vogelbeerbaum, Eberesche), Ilm (Ulme), Miesch (Moos), Oesch (Esche), Reckholder (Wacholder), werden vielen Bernern zwar noch geläufig sein. Wie steht es aber mit heute nur noch selten gebrauchten oder gar aus unserem Wortschatz verschwundenen Ausdrücken, wie Bau (Dünger, Mist), Begangenschaft (Beruf), bauchen zu mundartlichem «buuche» (Wäsche oder rohes Garn in heisser Aschenlauge waschen), Dünkel (hölzernes Wasserleitungsrohr), Müsele (Spälte, das heisst durch Spalten eines Rundholzes gewonnenes Stück Holz), Wasenmeister (im 18. Jahrhundert = Abdecker), um nur ein paar zu nennen? – Man prüfe sich selber.

Wer selbst schon Ortgeschichtsforschung betrieben hat, weiss, wie schwer in dieser historischen Disziplin brauchbare Resultate zu erzielen sind. Für das Mittelalter und sogar noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein muss man sie meist auf indirektem Wege aus lückenhaftem und sprödem Quellenmaterial gewinnen. Erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden unter dem Antrieb der ökonomischen Bewegung allmählich umfassende topographische, historische und ökonomische Beschreibungen einzelner Landschaften, Dörfer oder Landgemeinden. Die Schangnauer Chronik von Pfarrer Samuel Engimann, die im vergangenen Jahr eigentlich gegen den Willen ihres Verfassers als schmuckes, illustriertes Buch erscheinen durfte, gehört unbestritten zu den wertvollen Vertretern dieser Gattung Geschichtsliteratur.

F. Häusler

Hausforschung

Dass Häuser sprechen können, ist dem aufmerksamen Beobachter längst bewusst. Steine und Balken sprechen von der sie umgebenden Natur, die steilen Stroh- und die flachen Schindeldächer vom lokalen Klima, die beschnitzten und bemalten Fassaden schliesslich vom Schönheitssinn ihrer Erbauer.

Häuser können aber auch ganz direkt zu uns sprechen. In mehr oder weniger gelenken Schriftzügen laden sie uns zu besinnlichem Verweilen, erinnern an den denkwürdigen Tag der «Aufrichte» und die daran Beteiligten, den Bauherrn und seine Frau, den Handwerker mit seinen Gehilfen. Sie erflehen den Schutz des Himmels oder ermahnen uns an Tugenden wie Gottesfurcht, Bescheidenheit, gutnachbarliches Einvernehmen. Bis vor etwas mehr als 100 Jahren gehörte die Inschrift zum Bernerhaus ebenso unabdingbar wie Eckstein, Schwelle und First.

Was selbstverständlich ist, wird lange nicht beachtet. So gab es zwar zu Beginn unseres Jahrhunderts ein paar einsame Forscher, die sich die Mühe nahmen, bernische Bauernhausinschriften zu sammeln und zu veröffentlichen. Eine systematische Bestandesaufnahme wurde aber erst möglich, seitdem die Bauernhausforschung der einzelnen Kantone in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Nationalfonds und der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde vollamtlich betrieben werden kann.

Robert Tuor, vor kurzem unerwartet in noch jungen Jahren verstorben, war während vier Jahren mit der Inventarisierung der bäuerlichen Baukultur des Kantons Bern betraut. In dieser Zeit

hat er Hunderte von *Berner Hausinschriften* * gesammelt und fotografieren lassen. Sie werden posthum nach seinem Manuskript nun der Öffentlichkeit vorgestellt. Es handelt sich dabei um erste Sammel- und Forschungsergebnisse aus den neun Amtsbezirken des Berner Mittellandes. Das reichbebilderte Heimatbuch gibt einen interessanten Querschnitt durch den zum Glück auch heute noch unermesslichen Schatz von bernischen Hausinschriften, von denen die aufgenommenen 677 nur einen kleinen Teil darstellen. Es wird noch Jahre intensiver Inventararbeit brauchen, um den verbleibenden Gesamtbestand zu erheben. Aber schon mit dem vorhandenen Material lässt sich Gültiges zu Form und Inhalt sagen.

Tuor geht von der äusseren Form aus, das heisst vorerst dem Fundort der Inschriften am Gebäude und dann der Schriftart. Er stellt fest, dass nebst dem Bauernhaus auch der Speicher, das «Schatzkästchen» des Ackerbauernhofes, häufig Inschriften trägt. Der beliebteste Ort für Inschriften am Haus ist der Tennsturz, das heisst der Jochbalken über dem Tenntor, der ja eine Art «Triumphbogen» der Scheune darstellt. Dem Bundbalken über den Stubenfenstern und den Vordachstreben (Bügen) als konstruktiv wichtige Bauteile kommt diese Ehre ebenfalls häufig zu.

Inschriften werden entweder gekerbt, das heisst mit dem Messer V-förmig ins Holz geschnitten, oder aber gemalt – oder dann gekerbt und zugleich ausgemalt. Mit der Technik eng zusammen hängt die Form der Lettern: es sind entweder Grossbuchstaben römischen Ursprungs (sogenannte Antiqua) oder die gebrochene Schrift mit Gross- und Kleinbuchstaben, eben die sogenannte Fraktur, die in den gotischen Schreibstuben Deutschlands entstanden ist. Obwohl sich die Antiqua besser zum Kerben eignet als die komplizierte Fraktur, kommen beide Schrifttypen in beiden Techniken vor. Die im Barock hochentwickelte Schriftenmalerei setzte dann einen Spezialisten (Schreiber oder Maler) voraus, während die einfachen Kerbinschriften vom Zimmermann selbst besorgt wurden.

Im Wortlaut sind diese bäuerlichen Haussprüche oft erstaunlich kunstvoll gesetzt. Mehrzeilige gereimte Verse sind im 18. Jahrhundert häufig:

«Die alten Vätter lebten zwar
vor Zeiten etlich Hundert Jahr
doch meinten sie, es wär nicht wärth
Ein Haus zu bauen hier auf Erd
Ein Hütlein war ihr Haus gering
weil sie hier waren nur Fremdling.»

Die erste Motivation der Hausinschrift ist wohl das Bedürfnis, Haus und Bewohner vor Unglück zu bewahren. Schon in heidnischer Zeit mögen magische Zeichen böse Geister abgewehrt haben. Überreste solch magischen Denkens können im sogenannten Büchstabenzauber, den verkehrt geschriebenen Buchstaben oder den magischen Quadraten, vorgefunden werden. Am häufigsten aber ist der christliche Haussegen!

«Gott bewar dis Hus und alle die gan in und us!»

Sinnsprüche, die den Leser ermahnen sollen, gibt es auch von alters her, vom Memento mori bis zur Bitte um Nachsicht für den Baustil des Hauses, der zu seiner Zeit vielleicht nicht ungeteilte Bewunderung beziehungsweise den Neid der Nachbarn erweckt hat. So heisst es oft:

«Wer bauen will an Strassen, muss jedermann reden lassen.
Es ist kein Mann so weis und klug noch alt, ders machen kann,
dass jedermann gefallt.»

Ernster tönen andere Meinungen:

«Ich gehe aus oder ein,
da ist der Tod und wartet mein.»

* *Robert Tuor:* Berner Hausinschriften. Bern: Haupt, 1981. (Berner Heimatbücher. *127*). Preis Fr. 38.–.

Woher stammt das Gedankengut, also der Inhalt der Inschriften?

Die nicht selten gehobene Form lässt einen gelehrten Urheber oder Berater vermuten. Nun war der einzige Gelehrte auf dem Dorf der Pfarrer. Tatsächlich geht ein Grossteil des Spruchgutes auf Bibelstellen zurück, wobei interessanterweise das Alte Testament stärker vertreten ist als das Neue. Dies allerdings lässt sich vor allem mit der Volksläufigkeit der Psalmen erklären.

«Wann der Herr das Haus nicht bewahrt,
so arbeiten die Bauleut umsonst.»

Direkte Vorlagen für Form und Inhalt lieferten auch die Schreibmeisterbücher des 16.–18. Jahrhunderts. «Das güldene ABC» enthielt nicht nur kalligraphische Muster, sondern auch die beliebtesten Erbauungssprüche der Zeit.

Wenn im bäuerlichen Weltbild der Glaube an ein unverrückbares Schicksal eine so grosse Rolle spielt, dürfen wir uns nicht verwundern, dass sich wenig staatspolitische Nachrichten in den Hausinschriften niedergeschlagen haben. Weder der Franzoseneinfall mitsamt seinen politischen Umwälzungen noch die Gründung des Bundesstaates werden einer Erwähnung wert befunden. Vielmehr zeugen lokale Ereignisse wie ein Dorfbrand oder dann die stets schwankenden Korn- und Weinpreise vom Wirklichkeitssinn des Landbewohners.

Besonders wertvoll ist das gemeindeweise Verzeichnis der erhobenen Hausinschriften am Schluss des Buches, das dem Interessierten als Leitfaden für manche Erkundungsfahrt dienen kann. Hausinschriften legen Zeugnis ab von den Erfahrungen, Hoffnungen und Ängsten unserer Vorfahren. Das vorliegende Buch gibt eine gute Einführung in ein faszinierendes Gebiet, das vor unserer Haustüre liegt. J. P. Anderegg

Der *Arbeitskreis für Hausforschung* *, ein international zusammengesetzter Verein von Fachleuten und Amateuren, führt seine Jahrestagungen an stets wechselnden Orten seines Einzugsgebietes durch – von Visby (1976) bis Zagreb (1978), selbstverständlich aber mit dem Schwerpunkt in Deutschland. Die Tagung des Jahres 1980 fand in Neuenburg statt. Die Behandlung der Vereinsgeschäfte beansprucht jeweils nur einen kleinen Teil der Zeit; zur Hauptsache kommt die Hausforschung in der Umgebung des Tagungsortes zur Sprache und zur Betrachtung. Die Referate und die Exkursionsberichte werden veröffentlicht. Für die Neuenburger Tagung liegt nun der entsprechende Band vor, ein Werk von 370 Seiten. Zusammengestellt hat das Buch Alfred von Känel, der übrigens auch die Tagung organisiert hatte. – Es ist hier nicht möglich, den Inhalt des Bandes zu referieren; es seien bloss die bernischen Autoren genannt: Ernst Blaser (Regierungsrat), Hans Burren, Dr. h. c. Hans Gugger, Alfred von Känel, Dr. Andres Moser, Dr. Karl F. Wälchli. Diese Namen, den Mitgliedern des Historischen Vereins wohl alle bekannt, sagen das Wesentliche über das Buch und die dahinterstehende Organisation aus: dass es sich nicht um das schönfärberische Erinnerungsalbum eines Nostalgievereins handelt, sondern um ernsthafte wissenschaftliche Bemühung mit engem Bezug zur Wirklichkeit: ein Bauer (Hans Burren von Mengestorf) und ein Politiker (Regierungsrat Ernst Blaser) kommen neben den Wissenschaftern verschiedener Sparten zum Wort, mit kurzen, aber gewichtigen Voten. Der vorliegende Neuenburger Band weist gegenüber früheren Tagungsberichten eine grössere Reichhaltigkeit auf, weil das Gebiet beidseits der Sprachgrenze betrachtet wurde. Die Westschweiz und die angrenzende Freigrafschaft sind also mit wesentlichen Beiträgen vertreten – wir Berner können dabei lernen (sofern wir es nicht wissen), dass die Ründi nicht nur bei uns vorkommt, sondern unter anderem auch in Frankreich. – Zur Ausstattung: der Band ist im heute oft verwendeten Offsetverfahren nach reproduzierten Text- und Bildvorlagen gedruckt, also nicht im «klassischen Buchdruck» mit gesetztem Text. Trotz dieser wohlfeileren Herstellungsart ist die Qualität einwandfrei. Eine besondere Note erhält das Buch durch die vielen Skizzen, die von Tagungsteilnehmern spontan erstellt wurden, zum Teil mit grossartiger Könnerschaft. H. Schmocker

* *Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung e.V.* in Neuchâtel/Neuenburg, Schweiz, vom 22.9.–26.9.1980. Münster: Im Selbstverlag des Arbeitskreises für Hausforschung e.V., 1981. (Jahrbuch für Hausforschung *31*.). Auslieferung durch A. von Känel, Spiezbergstrasse 44, 3700 Spiez.

Dem Geschichtsfreund sind die Werke des früheren Direktors des Bernischen Historischen Museums längst vertraut. Sie kreisen in ihrer Thematik alle um einen Gegenstand, der auch uns am Herzen liegt: Geschichte, Kultur und Wesen unseres Bern und seiner Bewohner. Mit dem neuesten Band «Machs na»*, der hier anzuzeigen ist, verhält es sich nicht anders. Mit biographischen Essays werden uns näher vertraut gemacht einige Personen, die miteinander alle gemeinsam haben, dass sie zu Bern besondere Beziehungen haben, auch wenn ihre Lebenskreise sich keineswegs auf Bern beschränken. Dabei handelt es sich allerdings nicht um Lebensbilder, wie man sie in einem biographischen Lexikon findet. Stettler zeichnet von den Dargestellten nicht ein nüchtern wissenschaftliches Bild, obschon er seine Aussagen, wie es sich gehört, mit Anmerkungen belegt, man spürt in den sieben in sich geschlossenen Aufsätzen, wie sehr der Autor selbst durch persönliches Engagement mit den Dargestellten verbunden ist, das gilt auch für diejenigen unter ihnen, denen Stettler nicht mehr als Zeitgenosse begegnen konnte. Das «Machs na» im Titel ist denn wohl nicht nur auf den Leser des Buches gemünzt, es gilt in seiner tieferen Bedeutung auch für den Autor!

Die Begegnung mit Albrecht Haller, Ferdinand Hodler, Elisabeth von Meuron-von Tscharnen, dem Kunsthistoriker Wilhelm Stein, dem Maler und Kunstpädagogen Johannes Itten, der Mutter des Autors sowie Altbundesrat Friedrich Traugott Wahlen soll nach des Autors eigenen Worten dem Leser zeigen, wie Bern – Stadt und Landschaft – Menschen, die mit ihm in Berührung kommen, prägt.

Für den Geschichtsfreund – und auch schon seine Zeitgenossen im 18. Jahrhundert – von jeher von besonderem Interesse war und ist diese eindrückliche Beziehung zu Bern im Leben Albrecht Hallers. Stettler hatte das Thema «Haller und Bern» zum Gegenstand seiner vielbeachteten Rede anlässlich der Hallerfeier vom Oktober 1977 gemacht. Es gelingt Stettler überzeugend darzulegen, dass für Haller, den grossen Gelehrten, dem die damalige Welt offenstand, Bern eben mehr war als ein Wirkungsort unter anderen, es war sein Vaterland! Daher denn auch der lapidare Kommentar Hallers, als Bern für ihn die Stelle eines assessors perpetuus des Sanitätsrates geschaffen hatte: «me voilà donc fixé dans ma patrie». K. F. Wälchli

Das Minger-Gedenkjahr 1981 brachte uns neben der allseits bekannten Minger-Grimm-Ausstellung im Bernischen Historischen Museum die erwartete Flut von Aufsätzen und Publikationen über den volksverbundenen Bundesrat. Wissenschaftliche und populärhistorische Veröffentlichungen lösten sich in bunter Folge ab. Aus dem reichen Angebot von Arbeiten werden im folgenden drei herausgegriffen und kritisch beleuchtet.

Die erste Publikation, auf die hier hingewiesen werden soll, beschäftigt sich direkt mit der oben erwähnten Minger-Grimm-Ausstellung. In einer Sonderausgabe der *«Schulpraxis»*** geben die an der Ausstellung beteiligten Museumsleute in Zusammenarbeit mit den Minger-Nachlassbearbeitern des Schweizerischen Bundesarchivs einen sachlichen und fundierten Überblick über Leben und Wirken Rudolf Mingers und Robert Grimms. Die Publikation ist Ausstellungsführer und Unterrichtshilfe zugleich: einerseits orientiert sie den Leser über den Aufbau und die wichtigsten Exponate der Ausstellung, andererseits enthält sie zahlreiche Bilddokumente, Statistiken und Quellen, die vom Lehrer direkt in den Geschichtsunterricht eingebaut werden können.

In einem ersten Teil skizziert François de Capitani in kurzen Zügen den «schweizerischen Weg zum Sozialstaat» (1848 bis etwa 1950). In übersichtlicher Form beleuchtet der Autor die politi-

* *Stettler Michael:* Machs na. Figuren und Exempel. Bern: 1981. (Schriften der Berner Burgerbibliothek). Preis Fr. 34.–.

** *Rudolf Minger und Robert Grimm.* Der schweizerische Weg zum Sozialstaat. Einführung in die Ausstellung im Bernischen Historischen Museum vom 6. November 1981 bis 31. Januar 1982. Sonderausgabe «Schulpraxis». Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins. (Schweizerische Lehrerzeitung *42,* 1981, 16.10.) Preis Fr. 3.–.

sche, soziale, industrielle, landwirtschaftliche und demographische Entwicklung der Schweiz in den letzten hundert Jahren. Als alles zusammenhaltendes Bindeglied betont der Verfasser die Rolle des schweizerischen Nationalbewusstseins. Zum einen hebt er dadurch die typisch schweizerischen Erscheinungsformen der Entwicklung hervor; zum andern dokumentiert er damit zweifellos auch seine Zugehörigkeit zur «Schule Im Hof».

Christoph Graf zeichnet als Autor von drei Artikeln derselben Publikation. Auf knappem Raum skizziert er die Biographien Rudolf Mingers und Robert Grimms. Im dritten, wesentlichsten Beitrag beschäftigt er sich mit der Bedeutung archivischer Quellen zur neuesten Geschichte im allgemeinen. Der Artikel gibt einerseits einen Überblick über die Aufgaben und die Bestände des Schweizerischen Bundesarchivs, weist andererseits aber auch auf die steigende Bedeutung moderner Quellengattungen (Film, Mikrofilm, Schallplatte, Magnetband) für die Geschichtswissenschaft hin.

Ganz im Zeichen moderner geschichtlicher Quellen steht schliesslich der Beitrag des Museumspraktikers Franz Bächtiger. Mit Hilfe von Gegenständen aus dem täglichen Leben zeigt der Autor den gewaltigen Wandel im schweizerischen Alltag auf sozialer und wirtschaftlicher, öffentlicher und privater Ebene. Das Ergebnis ist eine knappe, originelle schweizerische Sozialgeschichte unseres Jahrhunderts. Bächtigers nicht unumstrittener Beitrag zur Minger-Grimm-Ausstellung – das Spektrum der Meinungen über seinen «Versuch, aus traditionellen Strukturen auszubrechen und einen Beitrag für eine veränderte Museumskonzeption zu leisten», reicht von der Huldigung als Pioniertat bis zum Prädikat «Rumpelkammer» – erscheint jedenfalls durch den Schulpraxis-Beitrag in einem neuen, (er)klärenden Licht.

In erster Linie an ein wissenschaftlich orientiertes Publikum richtet sich Christoph Grafs und Eduard Tschabolds Veröffentlichung über den *Nachlass Rudolf Mingers* im Schweizerischen Bundesarchiv*. Die äusserst verdienstvolle Reihe der Inventare des Bundesarchivs wird dadurch um eine weitere Publikation vermehrt. Der in mehreren Etappen abgelieferte Nachlass wird dem interessierten Forscher in übersichtlicher Form präsentiert. Das eigentliche Inventar wird durch zahlreiche Hinweise, verborgene Zusammenhänge und Forschungsmöglichkeiten erweitert. Zentralen Bestandteil bildet natürlich der Abschnitt über Mingers Bundesratszeit von 1929–1940. Die persönliche Sphäre, die militärische Laufbahn, Mingers Wirken als bernischer BGB-Politiker und seine Zeit als alt Bundesrat kommen indessen in der vorliegenden Publikation nicht zu kurz. Ein Vorwort des Direktors des Bundesarchivs, Oscar Gauye, über die in seinem Archiv aufbewahrten Privatnachlässe sowie zahlreiche bibliographische Hinweise über Minger, die BGB und die schweizerische Landwirtschaftspolitik runden den vorteilhaften Gesamteindruck dieses Arbeitsinstruments ab, um das herum kein seriöser Minger-Forscher mehr kommen wird.

Die dritte Publikation, auf die hier hingewiesen werden soll, richtet sich an ein völlig anderes Publikum: Hermann Wahlens *«Bundesrat Rudolf Minger»* ** wendet sich nicht an den Wissenschafter, sondern an eine grössere, historisch interessierte Öffentlichkeit. Wahlens Arbeit stellt denn auch weniger eine Minger-Biographie, als vielmehr eine Würdigung des verstorbenen Staatsmanns dar. Sein Augenmerk gilt der Persönlichkeit Mingers, dem «Bild eines Berner Bauern, eines Volksmannes und Politikers von einmaliger Wirkung und Bedeutung». Mit dem Stichwort «Bild» sei gleichzeitig angetönt, wo der Hauptakzent des vorliegenden Minger-Bandes zu setzen ist: Wahlen ist es gelungen, vor allem aus den Beständen des Bundesarchivs ein umfangreiches Bildmaterial zusammenzustellen, das Leben und Werk Mingers auf anschauliche Weise dokumentiert. Wohl mehr als der begleitende Text gibt der Bildteil des Bandes Einblick in Mingers Persönlichkeit, seine Herkunft und sein Leben. Alles in allem eine Publikation, die in Anbetracht der steigenden Bedeutung der Bildquellen für die zeitgeschichtliche Forschung durchaus ihre Berechtigung hat.

P. Martig

* *Der Nachlass von Bundesrat Rudolf Minger* (1881–1955). Eine Analyse des Bestands J.I. 108. Bearbeitet von *Christoph Graf* und *Eduard Tschabold*. Bern: 1981. Schweizerisches Bundesarchiv. Preis Fr. 10.–.

** *Hermann Wahlen:* Bundesrat Rudolf Minger. Bern: VDB-Verlag 1981. Preis Fr. 19.80.

Stadt Bern

Der Band *«Bern im Bild* 1680–1880»* beweist, dass Berchtold Weber über Bern im Bild ist. Wir erleben hier eine praxisorientierte Neugliederung und Erweiterung seiner systematischen Darstellung im topographischen Lexikon der Stadt Bern von 1976 (Besprechung in BZ 1976, 132). Weber ist es, der in den Legenden die topographischen Details, den historischen Bildgehalt oder den Standort des Darstellers beisteuert, während die kunsthistorische Seite von Cäsar Menz bearbeitet worden ist.

Dessen Einführung ist eine nützliche Zusammenfassung eines weitgehend bekannten Stoffes, wobei sich der Berner daran stösst, dass in einem deutschen Text von «Fribourg» (S. 11) und «Louis» XIV. (S. 13) die Rede ist. Die von Menz vertretene Ansicht über die topographische Darstellung beim Berner und beim Luzerner Schilling deckt sich nicht mit derjenigen der Editoren des Luzerner Faksimiles (vgl. oben), wo dem Zeichner des «Luzerners» eine wesentlich genauere Topographie nachgewiesen wird als dem 30 Jahre früher arbeitenden Berner Onkel mit seinen künstlerisch vielleicht höherstehenden, aber sehr schematischen Darstellungen.

Wir verwundern uns zudem, dass man neben der Schilling-Initiale nicht auch den ältesten Holzschnitt von Bern abgebildet hat, so wie er 1481 von Heinrich Wirzburg in Rougemont bei Saanen in den «Fasciculus temporum» von Werner Rolewinck aufgenommen wurde. Die Stadt- und Universitätsbibliothek Bern besitzt davon ein koloriertes Exemplar. Freilich wird derselbe Holzschnitt nach damaligem Brauch auch für andere Städte, etwa Rom oder Jerusalem, verwendet – aber die Legende weist ausdrücklich auf das 1191 gegründete Bern hin.

Wir versagen uns eine Beschreibung von Inhalt und Aufbau; das ist anderwärts zur Genüge geschehen, und jedermann hat Gelegenheit, das dem Bande selber zu entnehmen. Dagegen möchten wir die Problematik von Publikationen aufzeigen, die zweien Herren dienen sollten, wenn sie nämlich zwischen Popularität und Wissenschaftlichkeit stehen. Autoren und Verleger haben sich bemüht, Neues und Unbekanntes, besonders auch aus Privatbesitz, zu bieten. Das ist ihnen in verschiedenen Fällen gelungen. Die Wissenschaft wird gerade für diese Bilder besonders Interesse zeigen. Für eine Auswertung sind aber die Reproduktionen sehr oft viel zu klein. Die reizvolle Falttafel nach S. 24 bietet wirklich etwas. Aber schon Plepps Federzeichnung vom Dählhölzli (S. 22) ist derart verkleinert, dass man für eine wissenschaftliche Auswertung das Original aufsuchen muss. Da dieses im Museum zu finden ist, bietet das keine Schwierigkeiten – aber bei Privatbesitz? Als ikonographisches Minimum hätte bei jedem Bild das genaue Ausmass des Originals hingehört, wie das etwa im viel zuwenig bekannten Bildband «Bernerland» der Staatskanzlei (1978, vide BZ 1978, 272) im Bildernachweis vorbildlich gelöst ist. Was Bildgrösse und Differenzen in der Reproduktionstechnik ausmachen, ergibt sich im Vergleich zwischen Wilhelm Stettlers «Spitalgasse» bei Menz/Weber (Abb. 8) und im «Bernerland» (S. 111). Infolge der Verkleinerungen reduziert sich in etlichen Fällen der wissenschaftliche Wert von «Bern im Bild» auf ein Hinweisinventar.

Für den Laien wie für den Wissenschafter ist es angenehm, bekanntere und unbekanntere Bilder im Zusammenhang zu sehen, vor allem bei ähnlichen Sujets, was ebenfalls manche geläufige Darstellung rechtfertigt. Gelegentlich muss man sich fragen, ob wiedergabetechnisch bei ganz blassen Stücken nicht mehr herauszuholen gewesen wäre.

Eine weitere Massnahme hätte die Verwendbarkeit des Buches für Berner, besonders aber für Nichtberner erhöht: So wie dem «Topographischen Lexikon» ein Stadtplan beigegeben ist, hätte hier eine alte Karte mit Lokalnamen – etwa der Bollin-Plan von 1832 – als Orientierungshilfe hingehört, vielleicht sogar mit Standortangaben. Welcher Durchschnittsberner vermag sofort den «Hohbühl» im Gebiet der Friedenskirche zu lokalisieren, ohne zuerst über den «Vejelihubel» im Lexikon zu gehen? (Man vgl. dazu im Band den Kommentar zu Weibel, S. 24 f.).

* *Bern im Bild 1680–1880.* Cäsar Menz/Berchtold Weber. Bern: 1981. VDB-Verlag. Preis Fr. 68.–.

Wir möchten mit diesen Bemerkungen keineswegs die verdienstvolle und tüchtige Leistung von Autoren und Verlag herabmindern als vielmehr auf das Problem «zwischen Wissenschaft und Popularität» hinweisen: Es ist überaus schwer, mit Wort und Bild, mit Akribie und Anschaulichkeit beiden zu dienen. Wir möchten den Wunsch der Verfasser wiederholen: Wer ein unbekanntes Bernbild hat oder zu haben glaubt, bringe es doch zur Identifikation ins Historische Museum, auf die Burgerbibliothek oder ins Staatsarchiv.

Zum Schluss sei dem Rezensenten die Bemerkung erlaubt, dass das neue «Bern im Bild» seinen Vorgänger von 1896 aus dem Berner Kaiser-Verlag (Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, Text von Staatsarchivar Heinrich Türler) nicht entbehrlich macht. –

Peter Läuffers Dokumentation zum *Schicksal des Bubenbergplatzes**, der heute eigentlich kein Platz mehr ist, gehört zu den notwendigen Kopfklärungen unserer Tage. Leichtverständlich stellt der Verfasser Geschichte und Zerstörung des Raumes «Zwischen den Toren» dar, eine Geschichte der verpassten Gelegenheiten, der Sachzwänge. Mit den Propagandamitteln finanzstarker Kreise sind demokratische Entscheide zugunsten «wirtschaftlicher Lösungen» beeinflusst worden. Gerne hoffen wir mit dem Verfasser der chronologischen Übersicht (S. 131 ff.), dass in ferner Zukunft wieder einmal eine menschenfreundlichere Lösung ohne zerstörerische Abgase und ohne hässliche Tramperrons möglich sein wird. Neben Jakob Stämpflis Denkmal auf der grossen Schanze, das sich immer mehr nach vorn neigt – dahin, wo einst der Christoffelturm stand –, wäre noch Raum für Monumente der heutigen Platzgestalter ...

Peter Läuffers Text und Bilder – diese von unterschiedlicher Qualität in der Reproduktion – ergänzen sich. Die Literaturliste (nicht «Quellennachweis») enthält die bekanntesten Publikationen. Einzig Paul Hofers Kunstdenkmäler und Franz Bächtigers «Geschichte des Christoffelturmes» (Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums 1979/1980) fehlen.

Was uns stört, ist die Verwendung des Dativs im Titel; es heisst etwa: «Die Aussicht vom Gurten» oder «Das Lied vom Tode»; richtig, wenn auch für Berner weniger geläufig, ist hier nur «Das Schicksal des Bubenbergplatzes». Und was uns verwundert, ist der Umstand, dass der Verlag Benteli das Werk mit 1982 datiert, es aber geschäftehalber auf Weihnachten 1981 erscheinen liess. Die Buch-Prämierungsjury wird sich diese Unstimmigkeit zweifellos merken. –

Wir haben vor drei Jahren die Liebeserklärung an Bern in Fridolin Limbachs Bern-Buch wegen der nicht unerheblichen Fehler in Text und Legenden und wegen der schlechten Bildqualität kritisiert (vgl. BZ 1978, S. 270 ff.). Die Liebeserklärung an *Bern* durch Fernand Rausser dagegen** – auch einem Wahlberner aus dem Osten der Schweiz – können wir voll akzeptieren. Sein Buch gehört zu den guten Bernbüchern: Einem fundierten zweiseitigen Vorwort, von Könnern ins Welsche, Englische und Italienische übersetzt, folgen «Bilder ohne Worte». Wer «es dennoch wissen will», schlage auf Seite 130 ff. nach, sofern ihm beim Suchen nach der Paginierung die Geduld nicht vorher ausgeht. Ein Berner aber versteht und goutiert die Bildsprache auch ohne Kommentar: Fernand Rausser hat Bern und die Berner begriffen. Ein Vorbehalt bleibt: Einem Urberner kommt das Rathaus lange vor dem Bundeshaus, selbst wenn das zweite innen und aussen in heiterer und ernster Form gekonnt im Bilde vorgestellt wird. Wir hoffen, der Verkehrsverein habe eine kräftige Subvention gesprochen oder doch die halbe Auflage zu Werbezwecken aufgekauft; Bildqualität und Einband würden es rechtfertigen, obschon der Verfasser auch der Meinung ist, Bern brauche keinen Kontinentalflughafen und keine farbigen Slums. Historiker würden beifügen: auch kein Bremgartenrennen mehr, der Cupfinal genügt. H. A. Michel

* Das Schicksal vom Bubenbergplatz. Dokumentation von *Peter Läuffer,* 150 S., ill. Bern: Benteli, 1982. Preis Fr. 28.–.

** Bern-Bummel mit *Fernand Rausser*. Bern: Wyss, 1981. Preis Fr. 39.80.

«Endlich wieder erhältlich», freute sich der Schreibende, als er den Prospekt der Neuauflage von Lorys *«Bieler Plüschsofa-Geschichten»* * gewahrte. Endlich konnte die Berner Kantonsbibliothek diese reizvollen Reminiszenzen und Anekdoten aus der Jahrhundertwende erwerben, da sie es 1952 offenbar versäumt hatte, ein Exemplar der Buchausgabe dieser zuerst einzeln im Bieler «Express» veröffentlichten Geschichten anzuschaffen. Aber welche Enttäuschung, als er als einstiger Bieler die Neuauflage mit seinem privaten Original verglich! Lory hat die Texte in der Zeit und aus der Sicht nach dem Zweiten Weltkrieg niedergeschrieben. Für uns Heutige spiegelt die Erstfassung somit zwei Epochen: Die «Welt von vorgestern», die Jugendzeit eines Bielers aus seiner Sicht im Alter, also aus einer Zeit, die für uns heute bereits zur «Welt von gestern» geworden ist. «Wir haben für die vorliegende Fassung einiges überarbeitet, nicht verändert, aber doch einige Ausfälle gegen die Jugend und gegen Modetorheiten der unmittelbaren Nachkriegszeit weggelassen», und das im Einverständnis mit der Witwe des Verfassers, so berichtet der Herausgeber im Vorwort.

Wer noch das Biel der Zwischenkriegszeit erlebt hat, muss bedauern, dass fünf zum Teil typische Bieler Geschichten weggefallen sind, so etwa die von der Dampfmaschine, von der Fasnacht, von Seebutzen oder von Julius Cäsar und seinem Freunde. Andere Texte haben ihre «Reinigung» bloss durch Wegschnitt von einleitenden Betrachtungen oder Schlüssen erfahren, weil der alte Lory darin gegen den für ihn üblen Zeitgeist von 1945 bis 1950 loszog. So wird etwa die Twanner «Treberwurst» um gut zwei Seiten beschnitten. Der Hauptinhalt aus der Zeit um 1900 ist noch da; aber die Sicht auf 1945 fehlt –, und das ist schade, ist eine Verfälschung.

Da der Herausgeber und Verleger aus Kostengründen nur da wegschnitt, wo es die Alineas zuliessen – ein Neusatz wäre zweifellos zu teuer gekommen –, sind dennoch Ausfälle gegen die Nachkriegszeit stehengeblieben. Viel lieber hätte man daher einen unveränderten Nachdruck gehabt, sogar mit Paul Gussets Bildern – die neuen von Michel Fritscher sind nicht etwa besser geraten, und ein unveränderter Nachdruck hätte eher noch kostengünstiger hergestellt werden können als eine Collage, deren Zusammensetzstellen man da und dort zu deutlich sieht. Zumindest hätte man um der verlegerischen Ehrlichkeit willen auf dem Titelblatt anmerken müssen: «Zweite, veränderte Auflage».

Erfreulich ist die solide Fadenheftung. Der Modetrend, den Jugendstil der Jahrhundertwende mit dem kostengünstigen Kunststoffeinband zu vereinigen, ist eine stilistische Geschmackssache, entspricht aber dem Zeitgeist von 1980.

Den Anhang zur Erstauflage der Plüschsofageschichten bildete eine Bildreportage aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Das hat den Textbearbeiter wohl veranlasst, gleichzeitig einen Ganzleinenband *Biel-Bienne 1910* zu bearbeiten und zu verlegen**. Es ist daraus ein nostalgisches Erinnerungsalbum aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg geworden, eine liebevoll zusammengetragene Sammlung von Photos, Postkarten und Texten, durchwirkt mit zeitgenössischen Inseraten, Fassadenrissen und Einblattdrucken. Urs Graf hat den Band angenehm und schön gestaltet. Zur reichen Ausstattung gehören die solide Bindung und das durchgehend verwendete Kunstdruckpapier. Es erlaubt eine verhältnismässig gute Wiedergabe der verschiedenartigen Druckvorlagen. Man nimmt dabei die etwas zu «speckige» Wirkung der seinerzeit häufig matten alten Farbdrucke in Kauf. Jedenfalls ist die Reproduktion älterer Schwarzweissphotos auf diese Weise viel getreuer ausgefallen als im 1978 von Daniel Andres publizierten Heft *«Biel-Veränderungen»* ***.

* *Arthur William Lory*. Bieler Plüschsofa-Geschichten. (Gekürzter) Reprint der Erstausgabe von 1952. Herausgegeben von Daniel Andres. Biel: 1980. Preis Fr. 18.–.

** [*Daniel Andres,* Herausgeber:] Biel-Bienne 1910. Biel: Verlag Daniel Andres, 1980. Preis Fr. 15.50.

*** *Daniel Andres:* Biel – Veränderungen. Ein Überblick über die bauliche Entwicklung der Stadt Biel. Aarau; Biel: 1978. Preis Fr. 25.–.

Dieser interessante Überblick über die bauliche Entwicklung Biels zeigt deutlich die Grenzen des modernen Offsetdruckes für ältere Photographien oder Stiche (etwa Herrliberger) auf. Wie in diesem Heft hätte man zu den Bildern von «Biel 1910» gerne etwas mehr Information gesehen.

Die geistreiche Kombination der Bilder lässt den Schluss zu, der Herausgeber habe vor allem den nostalgischen Gesamteindruck gesucht. Altersmässig hat er wohl nicht mehr das persönliche Verhältnis zu den einzelnen Bildern und zu Dingen, die die ältere Generation zumindest in verstümmelter Form noch erlebte: Den «Viehmärig» mit Rindern statt Autos, die Marktgasse mit Plakathäuschen, die Eisenbrücke im Taubenloch, die Dampfloki im Pasquart.

So aufschlussreich einige Bildlegenden die «gute alte Zeit» erläutern, so sehr vermissen wir andere Bildangaben. Die löbliche Rahmenchronologie von 1900 bis 1914 hätte ein Pendent am Schluss verdient: einen durchgehenden Bildstandortnachweis. Damit hätten beide Publikationen einen gewissen wissenschaftlichen Wert erhalten. Die weiter oben angebrachten Bemerkungen zu «Bern im Bild» gelten hier sinngemäss. H. A. Michel

Mittelland

In einem reich ausgestatteten Berner Heimatbuch wird die Gegend an der unteren Emme vorgestellt, also der unterste Teil des Amtes Fraubrunnen, die ehemalige Herrschaft und spätere Vogtei *Landshut**. Mit dem Wasserschloss Landshut besitzt das Gebiet einen markanten Blickpunkt; das Buch beschäftigt sich aber nicht nur mit dem Schloss, sondern mit dem Land, den vier Dörfern in der «Kornkammer». Über beides gibt der Verfasser eine Menge Informationen. Hier sei vor allem der Aussagewert des Bildmaterials erwähnt und zugleich doch auch die Druckqualität gelobt (so zum Beispiel die farbigen Wiedergaben von Ausschnitten aus dem Küpferschen Plan des Amtes Landshut von 1773). Beim Text wird dem Leser bewusst, dass vielleicht zuviel in das Heft verpackt werden musste. Die Abschnitte über das Schloss Landshut, der historische Überblick Steiners, aber vor allem auch Baubeschreibung und Baugeschichte aus der Feder Jürg Schweizers beglücken restlos. Der Teil über das «Hinterland» leidet fast unter einem Übermass von Mitteilung; das führt stellenweise zu schablonenhaften Hotelprospektsprüchen («um auch höchste Ansprüche zu befriedigen, scheut das Gastgewerbe in der Kornkammer keine Mühe»). Mit Fragezeichen möchte man einige der Kurzbiographien bedeutender Männer versehen. Dass die drei Grossen (Bendicht Marti/Aretius, Jakob Steiner und Jeremias Gotthelf) breiter gewürdigt werden, ist sicher richtig; allerdings könnte man bei Gotthelf die Akzente anders gesetzt sehen (nicht nur das Todesdatum korrigiert, S. 90). Aber das sind kleine Vorbehalte, die den Wert des neuen Heimatbuches kaum beeinträchtigen. H. Schmocker

Max Schweingruber überrascht uns immer wieder mit qualifizierten Publikationen zur Ortsgeschichte. Zu seinem Heimatbuch «Krauchthal/Thorberg» von 1971 (besprochen in BZ 1971, S. 219 f.) und dem Nachfolgeband «Krauchthal» von 1977 (besprochen in BZ 1977, S. 134 f.) tritt nun eine Darstellung der Geschichte der *Thorberger* Anstalten im Zeitraum von 1800 bis 1850**.

Ein Fund hat den Verfasser zu dieser neuen Arbeit angeregt: In einem Thorberger Estrich fanden sich Archivalien aus dem letzten Jahrhundert, die den Brand von 1948 überstanden hatten.

* *Hans-Jürg Steiner:* Schloss Landshut und die umliegenden Dörfer Bätterkinden, Utzenstorf, Wiler und Zielebach. Mit einem Beitrag von *Jürg Schweizer* zur Baugeschichte und Baubeschreibung des Schlosses Landshut. Bern: Haupt, 1981. (Berner Heimatbuch. *124.*). Preis Fr. 17.–.

** *Max Schweingruber:* Thorberg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von der Lehrerschaft des Amtes Burgdorf und der Kirchgemeinden Utzenstorf und Bätterkinden. Burgdorf: 1981. 182 S. Auslieferung Gemeindeschreiberei Krauchthal. Preis Fr. 23.–.

Was lag da näher, als dass der beste Kenner der örtlichen Geschichte das Material aufarbeitete und mit den entsprechenden Dokumenten im Staatsarchiv verglich, war doch dort das Armen- und Fürsorgewesen dieser Epoche auch erst vor wenigen Jahren neu geordnet worden.

Das aktenmässige «Loch» während der Helvetik, das der Verfasser erwähnt, dürfte nach der Bearbeitung der bisher nur summarisch erfassten Akten aus dieser Epoche auch verschwinden.

Die reiche Fülle an konkreten Beispielen zum Armen-, Fürsorge-, Gesundheits- und Strafvollzugswesen, aber auch Beiträge zum Fremdendienst, zu Jugendfragen – kurz gesagt, zahlreiche dem Leben entnommene Beiträge zur Sozialgeschichte zwischen Ancien régime und liberalem Staat –, sie alle verleihen dem Werk eine besondere Note. Zwar sind es Momentaufnahmen, wie sie sich aus den Korrespondenzen einer Anstaltsleitung ergeben, oft ohne Vorgeschichte, meist ohne Folgebericht. Sie geben dem Laien ein lebendiges Bild vom frühen 19. Jahrhundert. Es sind aber ebenso wichtige Hinweise für den Erforscher der Sozialgeschichte: Wo sind noch Quellen zu finden? Welcher Art sind sie? Welchen grundsätzlichen Aussagewert darf man im Rahmen systematischer Auswertung erwarten? Einmal mehr muss bedauert werden, dass die Generationen von Lehrern und Pfarrern, die sich einst mit Hingabe, wenn oft auch als Laien, der lokalen Geschichtsforschung widmeten, am Aussterben sind. Sie haben oft unschätzbare Pionierarbeit für spätere wissenschaftliche Untersuchungen geleistet, wobei festzustellen ist, dass manche neue, mit gelehrter Aufmachung verbrämte wissenschaftliche Studie weniger aussagt als Schriften von der Art des Thorberg-Bandes oder zumindest zu keinen allgemeingültigen Ergebnissen gelangt.

Zum ersten Band hat Max Schweingruber einen maschinengeschriebenen Anmerkungsteil angelegt, der auf der Gemeindeschreiberei Krauchthal zu beziehen war. Ob er auch für die Folgebände vorhanden ist, mindestens an einer zentralen Stelle, auf der Gemeindeschreiberei oder besser im Staatsarchiv? Dieser Schlüssel sollte dem spätern Forscher in die Hand gegeben werden können.

Was uns im Band fehlt, ist ein Verzeichnis der Illustrationen mit Kurzkommentar und Bildnachweisen. Zudem sollten die Textstellen, die sich auf ein Bild beziehen, den Hinweis darauf mit Seitenangabe enthalten. Merkt wohl jeder Leser, dass zum Beispiel die viertletzte Zeile auf Seite 15 eigentlich Bezug auf die Tafel nach Seite 26 nimmt? Auch dem Bearbeiter einer Bibliographie macht der Band etwas Mühe: Auf dem Titelblatt, auf dem Umschlag und im Werbeprospekt lautet der Untertitel jedesmal anders. Derartige Inkonsequenzen haben beispielsweise dazu geführt, dass Max Schweingruber erst über den dritten Band als Hauptverfasser in den Katalog der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern gekommen ist – vorher hatte er sich allzu bescheiden im Autorenkollektiv versteckt. Daran sollte inskünftig der Arbeitsausschuss der Heimatbuchkommission auch denken: Ein Hauptverfasser gehört aufs Titelblatt. Im übrigen verdienen Satz, Druck und Einband volle Anerkennung.

Ob uns Max Schweingruber noch mit einem vierten Band überrascht? Das könnte auch ein Register zu den drei Bänden sein.

H. A. Michel

Oberland

Als der Historische Verein im Jahre 1964 aus Anlass des Handfeste-Jubiläums seine Jahresversammlung in *Thun* abhielt und dabei die Ausstellung im Schloss über die Zähringerstädte besichtigte, ging man in der Erwartung einer baldigen Publikation aus der Feder von Prof. Paul Hofer heim. Dass das Buch erst 1981* erscheint und vom Verfasser erst noch als bloss «problemreichster Hauptteil» bezeichnet wird, hatte verschiedene Gründe und Auswirkungen: Paul Hofer, hochverdient um die Frühgeschichte bernischer Städte, wurde 1964 als Lehrer an die ETH nach Zürich berufen. Das verzögerte manches Vorhaben und verärgerte Geldgeber und Politiker. Der Historiker aber, der in grössern Zeiräumen zu denken gewohnt sein sollte, muss dankbar aner-

* *Paul Hofer:* Die Stadtanlage von Thun. Burg und Stadt in vorzähringischer Zeit. Illustrierter Textband von 180 S. und 16 separate Planbeilagen. Thun: Ott-Verlag, 1981. Preis Fr. 68.–.

kennen, dass die seither gewonnenen Ergebnisse – durch Grabungen in Thun selber und durch Hofers neue Erkenntnisse als Forscher und Lehrer – der Arbeit über Thuns Frühgeschichte nur förderlich sein konnten: Mit seinen Publikationen über Aarberg, Zürich, Unterseen und Freiburg i. Ue. erhielt Hofers Thuner Untersuchung einen umfassenderen Rahmen.

Der Leser gewinnt diesen Eindruck sofort: Thun wird stets mit vergleichbaren Anlagen der näheren Umgebung und des Auslandes in Beziehung gebracht. Die strenge Wissenschaftlichkeit des Buches zeichnet sich auch dadurch aus, dass einem flüssiger lesbaren Text ein meist umfangreicherer kritischer Apparat mit Anmerkungen, Literaturanalysen und Erläuterungen folgt, alles ständig illustriert mit Plänen, Veduten und Karten. Die Entstehungsgeschichte und die Fragestellung des Bandes fasst der Autor in einem Begleitschreiben wie folgt zusammen:

«Im heutigen Geschichtsbewusstsein Thuns dominiert bis zum Übergang der Stadt an Bern die zähringische und, mehr noch, die kiburgische Epoche. Es sind die Stadtteile zwischen Sinnebrükke, Rathausplatz und Westmauergürtel, die zusammen mit der letzten mittelalterlichen Erweiterung auf die Insel zwischen beiden Aarearmen das vertraute Bild des Thuner Stadtkerns ausmachen.

Wie aber steht es mit der Frühzeit Thuns, der Epoche vor dem Übergang an die Dynastie der Zähringer? Trat Herzog Berchtold V. um 1191 die Herrschaft über eine Gruppe offener Siedlungen beidseits des Aareübergangs oder über eine Stadt an? Wo stand die erste Burg, Sitz der Herren von Thun im 12. Jahrhundert? Wie verhielt sich die früh ummauerte Siedlung auf der Schlossberghöhe zum links- und rechtsufrigen Thun der Frühzeit? Drei archäologische Befunde der sechziger Jahre, die Aufdeckung vorzähringischer Grundmauern im Hof des Zähringerschlosses (1963), die Feststellung eines Stücks früher Stadtmauer im linksufrigen Stadtteil (1964) und des Kirchenbaus aus der Zeit kurz vor der Jahrtausendwende im Boden der heutigen Stadtkirche (1967) warfen auf jene drei Kernfragen an die Anfänge Thuns neues Licht. Ihnen wendet sich die vorliegende Untersuchung zu.

Im Verlauf eines mehr als zwei Jahrzehnte umfassenden Werdegangs der Arbeit traten zwei Hauptziele in den Vordergrund. Einmal war der bis dahin erreichte, vorwiegend auf den Schriftquellen beruhende Kenntnisstand anhand jener Aufdeckungen im Stadtgrund und durch systematische Aufnahme und Auswertung der ältesten Baubestände vor allem auf dem Schlossberg neu aufzuarbeiten. Zum andern unternimmt die Untersuchung den Versuch, durch abgrenzende Bestimmung von Weichbild und Bebauungsart der drei Stadtteile vorzähringischen Ursprungs jene Zentralfrage nach dem Charakter Thuns vor 1191 – offene Siedlung oder frühe Stadtanlage – einer Klärung entgegenzuführen.

Hauptinstrument dieses Versuchs ist der typologische Vergleich. Durch Eingliederung des induktiv gewonnenen Siedlungsbildes in die Städtelandschaft des frühen und mittleren 12. Jahrhunderts erreicht die Arbeit den Aufgangshorizont eines der grossen Umschichtungsprozesse des Hochmittelalters: die Veränderung der bisher durch kirchliche und feudale Energien strukturierten Kulturlandschaft durch den Aufstieg der Städte. Gleichzeitig aber hofft das Buch sichtbar zu machen, dass der Stadt am Austritt der Aare aus dem Thunersee, gerade in der Frühzeit dieses Prozesses und auf dem Vergleichsfeld der schweizerischen Städtegeschichte des Mittelalters überhaupt, ein entschieden bedeutenderes Gewicht zukommt, als es die bisherige, auf das individuelle Werden konzentrierte und darin durchaus ertragreiche Erforschung der Anfänge Thuns gesehen hat.»

Die eigentlichen Ergebnisse der Untersuchungen sind auf Seite 152/3 in einem Plan und in sieben Punkten zusammengestellt. Das für Bern so wichtige und umstrittene Jahr 1191 hat auch für Thun seine Bedeutung: Die einheimische Dynastie der Herren von Thun wurde durch Herzog Berchtold V. von Zähringen verdrängt. Aufgrund archäologischer Zeugnisse bestand damals bereits eine Stadtanlage auf Schlossberg, Insel und in einem Brückenkopf am linken Aareufer, und zwar als südliche Verlängerung der Höhensiedlung beidseits der Sinnebrücke. Eine städtische Behördenorganisation muss angenommen werden, wenn sie auch erst unter kiburgischer Herrschaft (nach 1218) urkundlich belegt ist. Auf dem Hügel sind nachweisbar eine Eigenkirche (10. Jahrhundert) und eine Freiherrenburg auf der Mittelkuppe (zwischen heutiger Burg und Stadtkirche). Als Stadtgründer kommt vorab die einheimische Dynastie in Betracht. Dieses älteste

Thun war vor der Erweiterung durch die Zähringer (zwischen Hügel und Aare, heute Obere Hauptgasse) eine bedeutendere dreiteilige Anlage als bisher angenommen wurde. In kiburgischer Zeit folgten zwei Erweiterungen, gegen Nordwesten und Südwesten.

Ob es wohl je gelingt, für Bern derart klare Aussagen zu machen? Mögen die «zur Geduld» gewiesenen Thuner froh sein, dass sie nicht 1964 mit Mutmassungen befriedigt worden sind. Vielleicht würde es sich auch lohnen, den abgerissenen Faden zur Neuedition der kiburgischen Handfeste von 1264 wieder neu zu knüpfen; die Zeit dazu wäre vielleicht gar nicht ungeeignet.

In aller Stille hat die «Bödeli»-Gemeinde *Matten* * eine Heimatkunde erhalten. Auf 264 Seiten wird hier die ortsgeschichtliche Sammelarbeit des Lehrers Hans Zwahlen vorgelegt, recht reich bebildert in unterschiedlicher Wiedergabequalität, je nach Vorlage, Raster und Möglichkeiten innerhalb der Photolitho. Die graphische Gestaltung besorgte Gustav Ritschard.

Hans Zwahlen hat sich ein breitgefächertes Ziel gesetzt: ein Heimatbuch für alteingesessene Einwohner und für Neuzuzüger, ein Handbuch für den Lehrer und eine belehrende Unterhaltungslektüre für den Gast. In etwa 30 Kapiteln, von denen jedes eine thematische Einheit bildet, lässt der Verfasser Vergangenheit, Wirtschaft und Kultur, Georgraphisches und Soziales, Brauchtum, Politisches und Institutionelles aufleben. Zum Glück vermeidet er eine chronologische Systematik, sondern verbindet Gegenwart und Vergangenheit je nach dem Thema, so dass man ein einzelnes Kapitel zur Lektüre herausgreifen kann. Dafür erschliesst ein gemischtes Register mit Personen- und Ortsnamen sowie ausgewählten Sachbegriffen das ganze Buch aufs beste. So kann der «Gwunderi» im Dorf sich ebenso rasch orientieren wie ein wissenschaftlich orientierter Leser, der nur Blüten oder Beispiele pflücken möchte. Bei einigen Bildern (Plänen, Skizzen, Urkunden) hätte man gerne noch die Standorte vorgefunden. Beherzigenswert ist, was der Verfasser über die Tellspiele schreibt. Auch der Rezensent hat anlässlich einer kürzlichen Aufführung das Gefühl erhalten, die Straffung der Monologe habe die Grenze des Erträglichen überschritten. Trösten wir uns: So gut wie es eine Biedermeier-, eine Gotthelf- oder Jugendstil-Rennaissance gibt, so werden eines Tages auch Schillers Pathos und Unspunnens Patriotismus eine Neuentdekkung erleben. Apropos Unspunnen: Wir vermissen im Mattener Band neben den Tellspielen den Bezug auf die Alphirtenfeste. Es waren doch überregionale Spiele. Oder sind sie etwa für die Mattener tabuisiert zugungsten von Wilderswil? H. A. Michel

Die Habilitationsschrift von Prof. Peter Glatthard bearbeitet die Eigenheiten des *Hasler Dialekts.* ** Auf verschiedenen Ebenen geht der Autor das Problem an, mit den Methoden der Sprachgeschichte, der Sprachstruktur und vom Wortschatz her. Daneben verwendet er auch volkskundliche Fragestellungen, wie die Termine der Maskenbräuche und -umzüge, die Farben der Spielkarten und die Vornamengebung zur weiteren Abgrenzung. Es gelingt ihm, die Haslitaler als etwas Besonderes von ihren Nachbarn abzuheben. Als alpines Gebiet ist das Tal für altertümliche Dialektformen sicher prädestiniert. Als Passland dagegen wurde es von Neuerungen aus allen Richtungen beeinflusst. Anhand konkreter Beispiele wird die Sprache des Haslitales mit jener der anderen Oberländer, der Innerschweizer, der Walliser und der Berner verglichen. Dabei lassen sich im Hasli selbst lombardische und frankoprovenzalische Einflüsse nachweisen. Das Buch untersucht methodisch sauber die Mundart eines kleinen, begrenzten Gebietes. Obwohl in erster Linie wissenschaftliches Werk, ist die Arbeit auch dem interessierten Laien verständlich. Wer sich mit der Sprache des Alpenraumes beschäftigt, wird sie nicht übergehen dürfen.

* *Hans Zwahlen:* Heimatkunde des Dorfes Matten. Herausgegeben von der Einwohnergemeinde und vom Dorfverein Matten. Matten: 1981 (Buchreihe des Fördervereins für das Freilichtmuseum Ballenberg. *2.*). Preis Fr. 36.–.

** *Peter Glatthard:* Dialektologisch-volkskundliche Probleme im Oberhasli. Bern, Stuttgart: Haupt, 1981. 287 S.; Kt. (Sprache und Dichtung. *29.*). Preis Fr. 54.–.

Ein Bändchen von Rudolf Jaun ist aus einem Vortrag an der Volkshochschule Oberhasli herausgewachsen. Der Verfasser ermittelt die Herkunft der *Familiennamen im Haslital**. Ein Verzeichnis aller ins Landrecht aufgenommenen Personen und eine Liste der heute noch bestehenden Familiennamen mit Erklärungen runden diesen Teil ab. Als zweites beobachtet er die Entwicklung der Vornamengebung anhand von Schnitten im Abstand von 50 Jahren. Schliesslich werden die Ergebnisse mit jenen von Glarus und Frutigen verglichen und die gebräuchlichen Vornamen erklärt.

Beim Verzeichnis von Steck und Tobler von 1528 ist darauf hinzuweisen, dass die Edition einige Lücken und Fehllesungen enthält (2x Hans, 1x Peter, 1x Christen; 1x Jocham statt Johans). Sie beeinflussen das Ergebnis kaum wesentlich. Das Heft bietet interessante Aufschlüsse über die Zuwanderung ins Haslital und in die von zähen Traditionen bis in die neueste Zeit geprägte Vornamengebung. J. Brülisauer

* *Rudolf Jaun:* Familien- und Personennamen im Oberhasli. Meiringen: Brügger, 1981. 66 S.; Ill. (Schriftenreihe zur Heimatkunde und Geschichte der Landschaft Hasli; *1.*). Preis Fr. 16.–.